

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 15.

Posen, den 27. September

1874.

Serbsttage in Granada.

Von Ernst Eckstein.

Spanien ist das Land der Enttäuschungen. Unsere irgeleitete Phantasie malt sich ein Paradies und findet eine Wüste. Von den Pyrenäen bis ins Herz Andalusiens, von Extremadura bis zum Strande des Guadalquivir — überall seufzt der Reisende unter dem niederschmetternden Contraste zwischen Ideal und Wirklichkeit. Alle historischen Reminiscenzen vermögen nicht für die trostlose Kahlheit der Hochebenen, für das niederträchtige Grau der Gebirgskügel, für den Jammer der bewohnten Schutthaufen, euphemistisch Dörfer genannt, zu entschädigen. Wohl klingen die Melodien des Cid in unserer Seele; wohl schwebt uns Kimene vor, wie sie in jungfräulichem Schmerze um den Tod ihres Vaters klagt; aber die Hügel von Burgos werden deshalb um keine Nuance anmuthiger — und die spanische Faulheit und Erbärmlichkeit erscheint uns auf der Folie einer imposanten Vergangenheit nur zwiefach trift und verdammenswerth.

Ab und zu wird die aschfarbene Monotonie durch eine rettende Dase glänzend, aber flüchtig unterbrochen. . . Toledo ist pittoresk — ganz abgesehen von seinem geschichtlichen Interesse. . . Die Kunst Murillo's verjöhnt uns fast mit der schauerlichen Umoebung Madrids. . . Aber trotz alledem und alledem verläßt uns nicht das Gefühl der Enttäuschung. . . Daß Murillo ein Genius ersten Ranges ist, wußten wir. Seine unvergleichlichen Schöpfungen entzücken, fesseln, begeistern uns — aber das war ja selbstverständlich! Madrid dagegen, die Metropole der Frauenschönheit, die Stadt der Mantillen und Fächer, das Centrum ritterlicher Huldigungen — Madrid hält nicht den tausendsten Theil von dem, was es verspricht. Wir finden seine Straßen und Plätze matt, charakterlos, kleinstädtisch. Das sociale Leben — eine absurde Copie des Französischen — widert uns an. Das thörichte Selbstgefühl des Castilianers, der jede spanische Institution bewundert, nur weil sie Spanisch ist, verstimmt uns auf Schritt und Tritt. Das Klima ist scheußlich — cuatro meses de invierno, ocho de invierno — vier Monate Winter, acht Monate Hölle. . . Wir schmoren entweder, wie Auerhähne am Spieß, oder wir laufen Gefahr, uns eine „Pulmonia“ (Lungenentzündung) zuzuziehen, die uns mit mathematischer Genauigkeit binnen drei Tagen ins Jenseits befördert. Kurz, wir fluchen auch hier den deutschen Pyrikern, die uns in heuchlerischen Trochäen das „Land voll Sonnenschein“ rekommandirt haben. . . und lösen eine Fahrkarte nach Cordova. . . um abermals eine verlorene Illusion zu beweinen!

. . . Andalusien! Wonnevoller Rome! Schmeichlerischer Sylben-Accord! Zauberisches Gemengel süßer Vocale und weicher Consonanten. Es ist gar nicht anders möglich — ein Land, das Andalusien heißt, muß Alles überbieten, was die Einbildungskraft des Sterblichen zu exträumen vermag! Unwillkürlich gedenken wir der farbenprächtigen Schilderung, die Platen in seiner „Gabel“ von dem Vorgebirge der guten Hoffnung entwirft. . .

Leider liegt selbst Andalusien in Spanien; ich will sagen, das allgemeine spanische Laster des Betrugers haftet auch dieser poetisch getauften Landschaft des Südens an. Nicht nur Extremadura ist kahl wie ein geschorener Bagnoschädel; nicht nur Leon gemahnt an die schönen Gegenden des „steinigen Arabien“; auch Andalusien debütiert ganz miserabel. Wenn man die Sierra Morena hinter sich hat, deren wild zerklüftete Schluchten sich allerdings in Mondbeleuchtung ganz brillant präsentiren; wenn man sich dem Strande des Guadalquivir nähert und zum soundsovieltten Male die Uhr zieht, um seufzend wahrzunehmen, daß Cordova noch in nebelgrauer Ferne liegt; dann hat man das Gefühl, als sei die triste Ebene der Mancha nur vorübergehend durch einen unmotivirten Höhenzug unterbrochen worden und bestrebe sich jetzt, die angeborene Eintönigkeit mit ungeschwächten Mitteln fortzusetzen. Nord-Andalusien verhält sich zu Castilien, wie die Tragödie zum Trauerspiel, wie der Katzenjammer zum Kopfschmerz; Nord-Andalusien besitzt außer einigen spärlich gesäeten Olivenkrüppeln und den famosen blaugrünen Agaven nichts, absolut nichts, was dem schweifenden Auge einen Ruhepunkt gewähren könnte. Cordova, die

alte Khalifenstadt, gleicht einem Kirchhof; still und elegisch liegen die schmalen Gassen im Sonnenschein; die herrliche Moschee Abderrahmans trauert einsam in unwürdiger Umgebung. Wie eine Ränie flüstert der Wind in den Balmen und Cypressen des Vorhofes. Die Brücke, die über den langsam dahinrauschenden Strom führt, schaut so düster und vergrämt aus, daß sensible Naturen bei ihrem Anblick von Selbstmordgedanken heimgesucht werden. Das Alles ist recht stimmungsvoll, recht poetisch: aber Cordovas Gesamt-Physiognomie betrügt uns nach hergebrachter Melodie. . . Wir wähen eine tropische Natur zu finden, eine üppige Vegetation, die ihren Blüthenteppich über die Reste der Vergangenheit breitet, wie die Rosenhecke das verzauberte Schloß Dornröschens umklammert. . . Wir träumen von Myrthengebüsch und Citronenwäldern, von Lianen und Dattelhainen, von Cactushecken und Magnoliendüfte. Quod non! Die Palmen Cordovas lassen sich zählen: vier im Atrium der Moschee, drei in Privatgärten — voilà tout. Im Uebrigen ist die Umgebung reizlos, trotz der nahegelegenen Hügel, die von höchst anmuthiger Wirkung sein könnten, wenn sie bepflanzt wären. Der Mangel an einem geeigneten Baumschlag ist überhaupt der Fluch der Pyrenäen-Halbinsel. . .

In Sevilla hat unser Weltschmerz den Höhepunkt erreicht. Die weißgetünchten Miniaturhäuser dieser salz- und schmerzlosen Ex-Kapitale erfüllen uns mit einer Trauer, die an die ersten Wallungen der Seekrankheit erinnert. Wir bewundern die vielbesungenen Girada, jenen schlanken arabischen Glockenthürme, der im Legendenschatze Sevillas eine so hervorragende Rolle spielt; wir betreten ehrfürchtigernd die Kathedrale, deren gewaltige Dimensionen alles bisher Gesehene als Pygmäenarbeit erscheinen lassen; wir begrüßen die himmlischen Frauengestalten, mit denen Murillo seine Vaterstadt beschenkt hat, die Santa Rufina, die Madonna mit dem verückten Mönch u. s. w. Aber Sevilla selbst löst uns ein unaussprechliches Weh ein, und mit verzehrender Sehnsucht gedenken wir unserer deutschen Wälder und Felder, die zwar mitunter in der prosaischen Nähe von Bückeburg, Brunsbittel oder Buztehude liegen, aber dafür eine innerliche Poesie besitzen, von der das öde Land am Guadalquivir keine Ahnung hat! Sollten wir nun wirklich noch die kostspielige und beschwerliche Reise nach Granada antreten? Mit dem Ernste hartgeprüfter Touristen legen wir uns diese gewichtige Frage vor. Die Bahnstrecke von Bobadilla nach Loja ist zur Zeit nur theilweise vollendet. Eine Fahrt in jenen grausamen Kasten, die der Spanier Diligencias nennt, gehört jedoch zu den qualvollsten Unternehmungen des neunzehnten Jahrhunderts. Que faire? Wenn die phantastischen Berichte Arthur Stahls und seines Freundes Gustav Rasch nur eitel Wind wären? Wenn uns die „Beja“ der alten Maurenstadt ebenso vrellt, wie der Guadalquivir uns geprellt hat? Wenn die Sierra Nevada mit ihren leuchtenden Schneefeldern gar nicht existirte? In Spanien kann man nicht mißtrauisch genug sein. Nachdem man so oft und so überzeugungsstark die vernichtenden Worte: „Schwindel! Blague! Lüge! Vorurtheil!“ in tie stahlblaue Herbstluft hinausgewettert hat, ist der schroffste Pessimismus gerechtfertigt. Sollen wir?

Wir entschließen uns. Wir wissen zwar im Voraus, daß wir eine Thorheit begehen, aber wir wollen nichts veräumen, was der touristische Coder als Pflichtgebot aufstellen könnte.

Wir reisen. Bis wir in Loja ankommen, sind wir nahezu gerädert. Die maulthierbespannte Tortur-Kalesche vollführt auf der miserablen Landstraße die verwegensien Pirouetten und Entrechats. Wir können von Glück sagen, daß wir keine Rippe gebrochen, kein Schlammwasser aus andalusischen Gräben geschluckt, keinen nervösen Anfall in Folge des unaufhörlichen Gebrülls des Wagenlenkers erlitten haben.

Der Morgen graut, da wir in Loja einfahren. Die Granadinische Landschaft beginnt! Aber welches Panorama! Wir sind richtig abermals enttäuscht — nur im umgekehrten Sinne! Ueber den Gipfel

der Sierra flammt ein majestätisches Frühroth. Alles grünt, blüht, duftet und leuchtet! . . . In herrlichster Lage schmiegt sich das terrassenförmig gebaute Loja an die bewaldete Bergwand. Rechts und links rauschen die Wasser zu Thale, frisch, lebendig, wie die Bürgschaft einer besseren Zukunft! Spanien, die traurige Einöde, liegt hinter uns. Spanien, das Paradies unserer Sehnsucht, nimmt seinen Anfang!

Trunken von diesen Eindrücken, besteigen wir das Coupee. Die Lokomotive greift aus: wir rollen in das thaubesprühte, prächtige Thal hinein . . . Zwei Stunden später rufen die Schaffner ihr melodisches „Granada“!

Es ist ein nicht zu schilderndes Gefühl, in Granada mit dem Bahnzuge anzukommen. Der schnaubende Dampfwagen erscheint in dieser classisch-orientalischen Umgebung wie ein unbegreiflicher Anachronismus . . . Die Alhambra, die Alencerragen, die schöne, liebesranke Moraima — und ein Schienenstrang mit Wagen erster, zweiter und dritter Klasse! Wie reimt sich das zusammen?

Nachdenklich kriechen wir in den Omnibus, der uns nach der „Fonda de los Siete Suelos“, dem Gasthaus „zu den sieben Stufen“ bringt . . . Wir nehmen im „comedor“ (Speisesaal) ein trefflich zubereitetes Frühstück ein — und fühlen, trotz unserer körperlichen Ermattung, nicht die mindeste Lust, unser Debit in Granada mit einem Morgenschlaf zu verbrämen. Nein! Im Angesicht einer solchen Scenerie gilt das Wort Thomas Moore's:

T is an towards heaven to sleep.

Die seelische Aufregung trägt über die physische Abspannung den Sieg davon. Vor heiliger Begierde brennend, treten wir in's Freie — und befinden uns mitten im Park der Alhambra! Tausendjährige Sycomoren wiegen ihre Häupter sanftauschend im Frühwinde. Prachtvolle Schlingpflanzen strecken die immergrünen Arme von Baum zu Baum, von Ast zu Ast. Eine Legion gesiederter Sängler durchjubelt dieses Chaos von Blättern und Blüten. Mieselnde Quellen, kühl und kristallklar, gemahnen an die Märchenwelt von „Tausend und Eine Nacht.“ . . . Und nur hundert Schritte von uns entfernt schimmert das röthliche Gestein des alten Königspalastes durchs Gebüsch, ernst und wehmüthig, ein Todtendenkmal auf dem Friedhofe der Weltgeschichte . . .

Granada ist auf drei Hügeln erbaut — den Ausläufern einer Kette, die sich von der Sierra Nevada abzweigt. Nirgends in der Welt findet man die Reize einer Gebirgslandschaft so vollkommen mit den Vorzügen der Ebene vereint, als hier. Die fruchtbare Vega dehnt sich unabsehbar in die blaue Ferne — nur traumhaft von den entlegenen Höhenzügen umrahmt; aber eine halbe Wendung des Kopfes genügt, um uns ein Bild zu entrollen, das mit den großartigsten Panoramen der Schweiz wetteifern kann. Die schneegekrönten Kämme der Sierra Nevada überrücken an imposanter Würde der Linien, an Reinheit und Glanz Alles, was ich je von Gebirgslandschaften gesehen habe . . . Die Rundschau vom Rigi-Kulm ist freilich umfassender, ich möchte sagen unendlicher; aber die Gletscher und Schneefelder liegen nicht so unmittelbar vor unserem geblendeten Auge; wir haben nicht das Gefühl des Erreichbaren, wie vor den schimmernden Contouren der Nevada . . .

Zum erstenmale in Spanien begegnet uns hier eine wahrhaft üppige Vegetation. Der Albacin — der östliche Hügel, auf dem die Morisken-Vorstadt gelegen ist — strotzt von mannshohen Cactuspflanzen, deren purpurne Früchte von den Zigeunern mit Vorliebe genossen werden. Die ganze Vega, noch aus den Zeiten der Araber

mit trefflichen Wasserleitungen versorgt, gleicht einem Garten. Ueberall Gesträuch und Bäume, überall Blumen und Gräser. Wer monatelang durch Leon Castilien, Extremadura und Nord-Andalusien gestreift ist, ohne etwas Anderes gesehen zu haben, als halbwüchsige Pinien, vereinzelte Delpflanzungen und kartoffelkrautähnliche Weinstöcke, der schwelet wahrhaft in dem Anblick dieser verschwenderischen Fülle von Blattgrün, der schlürft die Exhalationen der harzduftigen Nadelblätter, wie man anderwärts Champagner und Lacrymae Christi schlürft.

Fast einen Monat verbrachten wir in diesem Andalusischen Eden, bis die hereinbrechende Regenzeit uns zurück nach Sevilla schreckte. Ich gestehe, die Herbsttage in Granada gehörten zu den reizvollsten meines Lebens. Ein herrliches Klima, gute Verpflegung, eine Scenerie, wie sie höchstens von dem Golfe Neapels übertroffen wird, historische Erinnerungen von packendem Zauber — was will die vermöhnsteste Seele mehr? Tagtäglich wanderten wir nach dem „Generalife“, jenem maurischen Lustschlosse, in dessen Gärten die schöne Sultanan Moraima einem christlichen Ritter unerlaubte Zusammenkünfte gewährte. Wir erquickten uns an der ewig neuen Pracht des sonnbeglänzten Thalgrundes und durchblätterten die alten Chroniken, die uns von den Tagen des Einst, von Boabdil und seiner energischen Mutter, von Ferdinand und Isabella, von dem Baue der Alhambra und den Turnieren zwischen Moslems und Spaniern berichten. Ein wohlthätiges Gefühl von Freiheit und Kraft durchrieselt die Adern, sobald man sich entschlossen hat, unter diesem leuchtenden Südländchenhimmel nur der Gegenwart und der Vergangenheit zu leben, nur zu schauen und zu genießen, ohne sich um die Zukunft, um den Abschied, um die bevorstehende Wirthsrechnung und die Rückfahrt in der schauerlichen Diligencia zu kümmern. Hier kann der Kranke wirklich genesen von Allen, was ihm Leib und Seele schädigt. Hier glaubt man noch an das Glück, an die blaue Blume des arabischen Märchens.

Noch ist Granada nicht in das europäische Eisenbahnnetz eingetreten. In wenigen Jahren jedoch wird die fehlende Strecke vollendet sein. Dann hat die Vega Aussicht, das Ziel jener herbstlichen Wallfahrten zu werden, die sich bis jetzt fast ausschließlich dem näher gelegenen Italien zuwenden. Man wird den Winter am Fuße des Alhambra-Hügels verbringen, wie man ihn gegenwärtig am Strande der Tiber oder in der goldenen Muschel Palermos verbringt. Gasthäuser und Pensionen werden zu Dutzenden aus dem Boden hervorsteigen und sich mit britischen Jungfrauen und deutschen Künstlern füllen. Freilich — ein guter Theil des poetischen Zaubers, der jetzt über der unentweichten Bibarambla schwebt, wird bei dieser Metamorphose zu Grunde gehen; aber die Institute des öffentlichen Verkehrs und andere Einrichtungen, die zum Behagen des Fremden beitragen, können durch eine Vermehrung des Touristenzuflusses nur gewinnen. Schließlich bleibt die Sierra majestätisch und die Vega entzückend, selbst wenn so und so viele Loggions und Teleskope nach ihnen ausschauen, und das gelangweilte „O yes“ der blonden Angelsachsen vermag die elysisch reine Luft der grünmücherten Hügel nicht zu vergiften, so oft es die Atmosphäre auch in klägliche Schwingungen versetzt . . . Gesellschaftliche Unterhaltung ist in Granada schon deshalb erwünscht, weil die Monate December und Januar reich an tropisch ergiebigen Regentagen sind, die jedes Ausgehen kategorisch verbieten. In Andalusien gießt Jupiter Pluvius ganz anders als in Mittel-Europa.

Alles in Allem hat Granada eine bedeutsame Zukunft. Die Herren Römer, die den Fremden mit jedem Jahre unchristlichere Preise octroyiren, mögen es sich gesagt sein lassen!

Eine Eispressung in der Polarnacht.

Von Julius Bayer. *)

„Auf! Ihr Schläfer — zwei Bären!“

Sie sind erlegt — und wieder legen wir uns in den Zellen zur Ruhe nieder. Aber noch lesen wir eine zeitlang das Begonnene weiter: Nobis's Afrika. Es sind Züge der Natur, welche die Phantasie hier im Eise stärker erregen, als irgendwo anders. So lesen wir denn von:

*) Dieser Artikel, anangeregt durch eine der furchtbarsten Episoden der Nordpol-Expedition, ist der Wiener „Neuen Freien Presse“ am 21. September Abends, mit dem Posttempel-Hammerfest, 13. September versehen, zugekommen. Die den Artikel begleitenden Zeilen des Herrn Julius Bayer an die Redaktion der „Neuen Freien Presse“ sind vom 27. August 1874, Weißes Meer, datirt und beginnen mit den Worten: „Die Lage eines Schiffsbrüchigen entschuldigt wohl ein Schreiben mit Bleistift. Wir sind, 23 Mann stark, an Bord des russischen Schiffes „Nikolajeff“ geborgen, werden in einigen Tagen die norwegische Küste erreichen.“ Der Artikel wurde von Herrn Julius Bayer unmittelbar, nachdem die Nordpolfahrer den rettenden „Nikolajeff“ gefunden, während der Fahrt von Nowaja Semlja nach Bardöe abgefaßt. Der Artikel ist offenbar unter dem gewaltigen Eindrucke des Erlebten und in leicht begreiflicher Erregung geschrieben.

„Der herrlichen Allee der Brotfruchtbäume, dem ewig saftgrünen Teppiche des Bahamagrafes, auf welchem zahme Gazellen sich tummeln — im Hintergrunde die tiefblauen Lagunen von einem palmenbewachsenen — — —“

Da in der tiefen Einsamkeit der Mitternacht läuft es wie eine eisenbeschukte Riesenspinne über Deck, die Holzwand dicht neben dem Ohre prasselt — das Eis regt sich also!

„Sandgürtel begrenzt, ganz in weiter Ferne die tobende Barre, und jenseits im unendlichen Ocean die stolzen Dreimaster, welche ihrer Ladungen — — —“

Ha! Schon wieder die Spinne, jetzt aber kracht auch des Schiffes ungeheurer Resonanzboden, und, wie so oft schon, ruft die Wache die Meldung jetzt herab, daß Alles rings um uns in furchtbarer Bewegung sei. Es ist ein ewiges: „Macht fort, denn eures Lebens Ziel ist da!“

Und wieder, wie so oft vor- und nachher, springen Alle aus dem Bett heraus, kleiden rasch sich an, ergreifen den stets gefüllten Rettungssack, laden das Gewehr und stehen dann bereit auf Deck.

Dieses Schwarz der Polarnacht — sprachlose Schrecken birgt es, ohne Geberde, undurchdringlich dem Auge! Nur dem Gehöre offenbarte sich eine Sprache — sie ist furchtbarer als jede andere, die je die Luft bewegt, denn wie sinnlose Ungeheuer bekämpfen sich die Elemente.

Will man nun den Verlauf einer nächtlichen Pressung verfolgen, so muß man, da eine Laterne nichts erleuchtet, entweder mit dem inneren Auge sehen oder sich das periodische Licht des Mondes vergegenwärtigen. Im Herbst, als die Eisdelder erst halb so mächtig waren, noch nicht so dicht und klingend hart, damals erhob sich der Aufruf ihrer Bewegung noch in tiefen Tönen, aber zugenommen mit der Kälte hat jetzt ihr Wuthgeheul.

Ein Rochen und Brüllen im Eise hatte die Besatzung auf Deck gerufen. Näher gekommen war inzwischen die brausende Bewegung. Dort, unfern dem Schiffe, erhebt sich jetzt eine düstere Schneewand über den Horizont; ihre Regungen wiederholen zuckend sich auch auf unserer Scholle, und wie vor einem Erdbeben uns aus sorglosem Schlaf erweckend, kündeten sie der Gefahr unmittelbare Nähe an.

Immer näher kommt das Klingeln und Rauschen, wie wenn Tausende von Sicheltragen dahinkraften über die Sandsteppe eines Schlachtfeldes. Stets wächst die Stärke des Druckes; schon beginnt das Eis dicht unter uns zu beben, in allen Tonarten zu klagen — zuerst noch wie das Schwirren einer Wolke von Pfeilen, dann kreischend, tosend, mit den höchsten und tiefsten Stimmen zugleich — und immer wilder brüllend erhebt es sich, sprengt in concentrischen Sprüngen des Schiffes Umkreis und rollt seine Glieder auf.

Ein furchtbar kurzer Rhythmus seines pulsirenden Geheuls verkündet dann die höchste Spannung der Gewalt — und ängstlich lauscht dieser wohlbekanntesten Bewegung des Schiffes Bevölkerung.

Dann folgt ein Krach, und mehrere schwarze Fäden irren ohne Wahl dahin über den Schnee. Es sind neue Sprünge der unmittelbaren Nähe, die im nächsten Momente schon als Abgründe auseinanderklaffen. Oft ist damit die Gewalt gebrochen. Dröhnend rücken und stürzen die erhobenen Gerüste zusammen, gleich einer einfallenden Stadt, dann flüstern sie noch in abgebrochenen Pausen, endlich scheint die Ruhe hergestellt.

Doch heute war dies nur der Anfang, und wie erholt zu neuer, größerer Kraft beginnt furchtbarer noch ein zweiter, dritter, vierter Angriff.

Zwar sind gelöst schon des Frostes schützende Bände um das Schiff, aber noch umgeben es keine Berge. Wieder erhebt sich das Eis. Am Umfange wie er kleinen, nur mehr in ihrer Dicke (dreißig Fuß) mächtigen Scholle brechen neue Massen ab, steilrecht schwingen sich ihre Tafeln aus dem Meere, ein namenloser Druck wölbt sie zu „unnatürlichen“ Bogen, ja in Blasen steigen die Felder empor — ein graufiger Hinweis auf des Eises unglaubliche Elasticität.

Überall ringen jetzt die Eiskristallen Schaaren, und zwischen ihren Gliedern flutet der Wasserschwall in die hinabgepreßten Kessel, Klippen zerstampfen sich einstürzend, und Schneeströme fließen nieder von ihren klirrenden Hängen. Vergeblich setzen sie ihre Kraft entgegen dem andrängenden Troß noch ungebrochener Tafeln! Wo ist da der Tod? Alles lebt!

Dort liegt ein Schollenveteran mehrerer Winter. Wie ein Riese in diesem Kampfe schwingt er sein gezahntes, viele Klaster dickes Rad, und in furchtbaren Rotationen zermalmt er seine schwächeren Nachbarn. Aber mit allen Anderen unterliegt er selbst wieder dem gewaltigen Eisberge, dem Leviathan der Eisgeschöpfe. Denn unbeirrt von dem tosenden Chaos, bohrt er seine Bahn durch die Phalanx zappelnder Pyramiden, Alles in Splitter zertretend, was ihm zu trogen magt. Wehe dem Schiffe, dem er begegnet. Brechend, spaltend zieht er dahin. Wälle hoch aufgeschichteten Eises drängt er häufend vor sich her, gleich brandendem Schaum, und ein Strom zermalmt Eises umfließt seinen Leib, und wie Rauch gegen Himmel trägt ihn der Wind!

Und in diesem Wirrsal ein Schiff! Es windet sich in seiner Qual, neigt und hebt sich, und Millionen Spinnen rasseln auf seinem Deck. Entsetzlich aber ist der Ausdruck der Pressung, wenn sie die „Abhalter“, fuchdick Eichenbäume, platt quetscht und das Schiff selbst zu brüllen beginnt. Ein belebtes Ungeheuer ist es dann, und seine Klagen steigen zitternd hinan — zu immer höheren Tönen, wie zu Gesändnissen, welche die Folter erpreßt.

Und die Menschen auf ihm, bei 30 bis 40 Grad Reamur unter Null, hunderte Meilen fern von jedem Freunde, der seine befreiende Hand auszustrecken vermöchte nach ihnen — die Menschen, sie arbeiten längst nicht mehr, und nur im Geiste ringen sie um ihr Leben. Nicht mehr nähern sie das Eis mit Tauen zusammen, nur anfangs noch rennen sie etwas durcheinander, irren mit Lampen zu den Sprüngen, bis das rings herflende Eis das Schiff selbst zu würgen begonnen hat. Dann sehen sie zu und warten. Des Einen Sorge, des Andern düstere Fassung auf dem Angesichte, Beides verschweigt die Nacht. Unhörbar verhallen Worte, nur Schreie noch sind verständlich.

Boote, Schlitten, Zelte, Proviant, Waffen, Alles ist bereit, wenn das Schiff berstet. Bereit für eine Rettung hinaus auf das Reich der Zermalmung? Nein, Jedermann denkt und Niemand glaubt daran, und Niemand leugnet laut die Möglichkeit.

Mit Grauen und mit Bewunderung über den Widerstand, welchen ein geringes Menschenwerk leistet, wird das Beben des Schiffes gelüht — in beständiger Erwartung, daß es plagt. Wohin aber soll das Schiff noch steigen? Schon steht es auf einem Berge — wird es nicht kentern?

Und wieder wechselt das Bild, Alles athmet auf — und wie verändert, fremdartig starrt uns jetzt Alles an. Wenige Minuten haben hingereicht, aus einer Ebene ein Gewirre von Gebirgsketten zu schaffen, die, wie von Pluto's Kräften emporgeschleudert, mit Kratern besetzt, überallhin ihre wilden Klippen dehnen. Dahin sind die ebenen Schneepane von gestern, die abgerundeten Wälle, die schneeüberschlitteten Hügel mit ihrer ineinanderfließenden Ausgleichungstendenz, der Winde mühsames Werk.

Mit Trümmern übersäet ist die Stätte, und in ragenden Reihen liegen die Gefallenen, denn wie in der Mongolenschlacht war kein Platz da für sie zum Hinfinken. Überall klaffen frische Wunden, Bruchflächen blaugrünen Eises, und Abgründe gähnen dazwischen, daraus das düstere Meer hervorschaut.

Ausgetobt hat das ergreifende Ringen, unheimliche Ruhe folgt, denn jeder Augenblick kann den Kampf wieder entflammen. Nur da oder dort ächzt oder zuckt noch ein Eiswall, knistert eine Mauer, rasselt zusammen, oder es stürzt ein Thurm ein, der emporgedrückt lag auf den Rändern zweier Schollen, die nun auseinandertreiben. Dann allmählig wird es stiller, und wiedergefunden scheint das Gleichgewicht in dem böen Reiche des Eises.

Zahllos ragen dann Krystallwände, Pyramiden kühn in die Luft, neue Canäle und Seen öffnen sich, die ermatteten Schaaren trennend; diese rauschen jetzt dahin mit ihren frostigen Gliedern. Nur das Schiff geben sie nicht wieder frei.

Wenn dann des Mondes silberne Strahlen dahinjirren und einen bligenden Flor ausbreiten über die Wüste — was Anderes ist dies dann als belühende Verheißung eines erlogenen Friedens!

Wo auf Erden herrscht solch ein Chaos? Unbewußt ihrer Schrecken walteten die Naturgesetze. Ein leichter Hauch aus Süden — dort unten freudig vielleicht beglückt von einem Schiffer, preßt hier eines Anderen Hoffnung und Existenz zusammen auf ein furchtbar zitterndes Minimum — auf eine Luftblase im Eise!

Und was ist die Gefahr, wenn sie ungeschädigt uns verlassen, der Vergangenheit angehört? Ist sie dann mehr noch als ein bloßer Begriffsgriff, und gilt sie schon nach einer Woche mehr noch, als eine trügerische Einbildung? Gewiß sehr undankbar ist das Gedächtniß der Erfahrung — oft zum Wohle des Menschen.

(N. Fr. Br.)

Versuch einer posener Statistik.

Von Dr. Landsberger.

XV.

Die bisherigen Betrachtungen haben uns über Werden und Sein unserer Bevölkerung Aufschlüsse verschafft und damit über das Fortwärtstreben und die Existenzbedingungen unserer Stadt Licht verbreitet. Wir müssen uns nunmehr der Rehrseite der Medaille zuwenden und die absteigende Bewegung, die Sterblichkeit mit um so größerer Genauigkeit verfolgen, als sich hierbei die Schatten, welche unsere Entwicklung verflimmern und die Schäden, welche ihr anhaften, am deutlichsten herausstellen müssen. „Durch Schaden wird man klug“, sagt das Sprichwort, und da man, um Etwas besser zu machen, seine Fehler kennen muß, so kann es nirgends eine gute Gesundheitspflege geben, ehe nicht die Sterblichkeitsverhältnisse klar gestellt sind.

Die letzteren werden durch eine Reihe von Ursachen bedingt, welche theils von unserem Willen und unseren socialen Zuständen ganz unabhängig sind — wie das Klima und die Preise der Nahrungsmittel —, theils zwar gebessert oder wenigstens minder schädlich gemacht werden könnten, aber noch nicht genügend ergründet und gewürdigt sind — wie die Beschaffenheit des Bodens und der Stand des Grundwassers —, theils endlich seit lange unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, aber bisher nicht energisch genug in Angriff genommen sind — wie die Kellerfrage, die Ueberbevölkerung mancher Viertel, die Entwässerung unserer Stadt, die Zuschüttung resp. Regulirung einzelner Kanäle.

strecken und Stromzweige, die Reinigung der Aborte, kurz: das ganze Gebiet der Sanitätspolizei und der öffentlichen Gesundheitspflege.

Wieviel von unserer Sterblichkeitsziffer den veränderlichen Ursachen zur Last zu legen ist, und wieviel an ihr durch energisches Zutun unsererseits gebessert werden könnte, werden wir später des Näheren erörtern. Zunächst handelt es sich darum, das „Unvermeidliche mit Würde zu tragen“ und also zu erfahren, wie sich diejenigen Factoren unseres Gesundheitszustandes verhalten, auf welche wir nicht im Geringsten einzuwirken vermögen. Haben wir dann ihren Antheil festgestellt, so werden die Forderungen, die wir für die Abänderung der übrigen Ursachen aufstellen werden, um so gebieterischer und dringender sein.

Ueber das Klima unserer Stadt besitzen wir eine sehr sorgfältige, auf 23 jährigen Beobachtungen beruhende Arbeit des Herrn Oberlehrer Magener *), aus welcher wir, da sie den meisten unserer Leser bekannt sein dürfte, nur die wichtigsten Resultate, so weit sie für unseren Zweck in Betracht kommen, entnehmen. Danach beträgt die mittlere Jahreswärme bei uns durchschnittlich $6,34^{\circ}$ R., so daß wir, obgleich die Temperatur bisweilen vorübergehend auf einen sehr niedrigen Stand herabsinkt, im Ganzen dennoch im höchsten Maße begünstigt sind. Wir müßten nämlich, unserer geographischen Lage nach, eine mittlere Jahreswärme von $3,1^{\circ}$ R. haben; demnach ist Posen, im Verhältniß zu seinem Breitenkreis, um $3,2^{\circ}$ zu warm. Nun kommt es freilich vor, daß die Witterung bei uns sich höchst weitgehende Ausschreitungen erlaubt, so daß die Differenz der Jahres-Extreme (der höchsten und niedrigsten, in demselben Jahre beobachteten Temperatur) durchschnittlich 40 Grad beträgt und im Jahre 1850 sogar auf $54,8^{\circ}$ anstieg. **) Trotzdem liegen die gewöhnlichen Temperatur Schwankungen innerhalb der einzelnen Jahreszeiten nicht gerade in abnorm weiten Grenzen, so daß die Durchschnittstemperatur unserer Sommer diejenigen unserer Winter nur um $15,32^{\circ}$ R. übertrifft. Es beträgt nämlich bei uns die Durchschnittstemperatur

im Sommer + $14,15^{\circ}$ Reaumur,

„ Herbst + $6,55^{\circ}$ „

„ Winter — $1,17^{\circ}$ „ ***)

„ Frühling + $5,81^{\circ}$ „

Wir Posener sind sonach in Bezug auf die Wärme etwas vermehrt, obwohl wir durchschnittlich 93 Kältetage (d. h. Tage, an denen das Thermometer unter 0° R. sinkt und nur 27 Wärmetage (d. h. Tage, an denen das Thermometer auf oder über 20° steigt) haben. Die wärmsten Jahre waren 1859 und 1868, die kältesten 1855 und 1856. Unter den Sommern war der vom Jahre 1859 der heißeste, der von 1856 der kälteste, unter den Wintern der von 1855 der strengste, der von 1866 der mildeste. Von den Mittelsjahreszeiten, welche ja an sich schon ein häufiges Umspringen der Temperatur und Witterung mit sich bringen, hat der Herbst bei uns bedeutende Vorzüge vor dem Frühling voraus: er ist nicht bloß überhaupt durchschnittlich wärmer (s. oben), sondern viel gleichmäßiger in seinem Verlauf, während der Frühling ein sprunghafter Gesell ist, der mit seiner übermüthigen Koboldnatur uns Erntesegen und Volksgeundheit viel häufiger in Frage stellt. Deshalb hat der Frühling für uns eine weit größere Sterblichkeit zur Folge als der Herbst, welchem letzteren überhaupt unter allen Jahreszeiten die geringste Sterblichkeit zur Last fällt. Unter den 23 Frühlingen waren 14 unter, und nur 9 über dem Mittel, während beim Herbst genau das umgekehrte Verhältniß obwaltete. Den kältesten Frühling hatte das Jahr 1853, den lindesten die Jahre 1859, 1862 und 1868; den kältesten Herbst finden wir 1849, 54, 56, 60 und 1864, dagegen den wärmsten im Jahre 1863. Endlich sei noch erwähnt, daß die meisten „Kältetage“ im Jahre 1853 (132), die wenigsten in 1863 (50) gezählt wurden, während sich 1868 durch die meisten „Wärmetage“ (50), 1856 durch die wenigsten (10) hervorthaten.

So viel über die Ergebnisse der Thermometrie. Vom Barometerstand wollen wir nur anführen, daß er im Mittel $335,00$ Pariser Linien beträgt, und daß das Jahr 1860, welches von den letzten 35 Jahren die geringste Sterblichkeit aufzuweisen hat, den niedrigsten ($334,55$), dagegen das Jahr 1864 (das sich keineswegs durch zu große Sterblichkeit auszeichnet) den höchsten Barometerstand ($335,55$) nachweisen ließen.

*) „Das Klima von Posen.“ Posen, 1866, Lissner'sche Buchhandlung. — „Nachtrag“ dazu: Posen, 1871.

**) In dem 23-jährigen Zeitraume von 1848 bis 70 war der kälteste Tag: der 22. Januar 1850 (um $\frac{1}{4}$ Morgens — $29,2^{\circ}$ R.), und der heißeste Tag: der 20. Juli 1865 (+ $28,2^{\circ}$ R.)

***) Während der Winter unseres Breitenkreises eine um $4,7^{\circ}$ niedrigere Temperatur hat.

Sehr wichtig für den Gesundheitszustand sind die Feuchtigkeitsverhältnisse und die Höhe der Niederschläge, nicht bloß weil sie einen direkten Einfluß auf den Körper und auf den Preis der Nahrung üben, sondern weil sie den Stand des Grundwassers wesentlich bestimmen helfen und dadurch indirekt auf die Bewohner einer ganzen Reihe von Räumen (Parterregeschos, Keller) nachhaltig einwirken. Freilich die Theorie der Epidemiologen ist bei uns, soweit sie die Cholera betrifft, durchaus durch Nichts bestätigt: denn die Jahre 1852 und 1866, welche uns mit den heftigsten Choleraepidemieen heimsuchten, hatten an Niederschlägen durchaus keinen Mangel, ja, was die Zahl der Regentage betrifft, steht 1866 sogar an der Spitze des 23 jährigen Zeitraums. Bekanntlich läßt jene Theorie die Krankheitskeime gerade im austrocknenden Boden gedeihen, während sie zu Grunde gehen sollen, sobald sie unter Wasser gesetzt werden. Nun hatte aber 1866 nicht weniger als 180 Regen- und noch 27 Schneetage, also auf 5 Tage immer 3 Tage mit Niederschlägen, und 1852 hatte 140 Regen- und 25 Schneetage, also fast jeden zweiten Tag einen Niederschlag. Im Mittel haben wir jährlich 133 Regen- und 33 Schneetage zu erwarten; am weitesten übertroffen wurden diese Zahlen, wie schon bemerkt, im Jahre 1866, wogegen das Jahr 1857 (mit 94 Regen- und 16 Schneetagen) am meisten hinter dem Mittel zurückblieb.

Unterzieht man die Menge der Niederschläge einer näheren Betrachtung, so ergibt sich, daß die durchschnittliche jährliche Höhe des Niederschlags von Regen und Schnee $18,8$ Pariser Zoll beträgt. Dieses Mittel wurde am meisten überschritten in den nassen Jahren 1869 und 1867 mit $25,1$ resp. $24,4$ Pariser Zoll, wogegen 1862 und 1857 mit $11,8$ resp. $12,3$ Niederschlagshöhe die trockensten Jahre waren.

Endlich sei noch erwähnt, daß die Luft, welche wir athmen, bei uns im Allgemeinen einen sehr hohen Feuchtigkeitsgehalt hat; er beträgt nach 15 jährigen Beobachtungen mehr als $\frac{3}{4}$ (nämlich $78,8$ pCt.) der Sättigung, d. h. die Luft könnte kaum noch den vierten Theil der Wasserdampf-Menge, welche sie schon enthält, aufnehmen, ohne übersättigt zu sein. Auch in dieser Hinsicht war wiederum das Jahr 1857 das trockenste (die relative Luftfeuchtigkeit betrug nur 73%), dagegen das Jahr 1856 (mit 83 Proc.) das feuchteste. Der starke Gehalt unserer Luft an Feuchtigkeit ist hauptsächlich von der vorherrschenden Wind-Richtung bedingt: der Wind weht nämlich bei uns vorzugsweise aus West, und zwar meistens als Nordwest, so daß er uns eine Luft zuführt, welche über den Meeren im Westen und Norden der norddeutschen Tiefebene gelagert und sich dort mit Wasserdämpfen gesättigt hat. Hätten wir Ostwinde, so würden wir zwar eine trockenere Luft athmen, aber auch ein viel kälteres und strengeres Klima haben, weil wir dann von dem weiten Continent beeinflusst würden, der sich ostwärts von uns in dem russischen Koloz über Europa und Asien erstreckt. Nur der Winter zeigt bei uns eine etwas veränderte Windrichtung: er bringt uns wesentlich Südwestwinde, — ein offenbar äußerst glücklicher Umstand für uns. Denn gerade hierdurch werden unsere Winter zu so milden Jahreszeiten, wie sie uns gar nicht zukommen, und die uns statt einer Durchschnittskälte von fast -6° R. nur eine solche von wenig mehr als -1° R. entgegenbringen.

Resumiren wir nun Alles, was sich aus den meteorologischen Veränderungen ableiten ließ, so können wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das Klima von Posen viel eher ein zu günstiges, als ein widriges genannt werden darf, so daß, wenn man von wenigen ganz abnormen Jahren absieht, unser Klima, weit entfernt unsere hohe Sterblichkeitsziffer seinerseits mit zu verursachen, eher noch einen mildern Einfluß auf die sonst wirksamen, gesundheitschädlichen Ursachen ausübt.

Allerdings leiden wir etwas unter der zu großen Feuchtigkeit. Ob schon trockene Luft heftigere Reizungen der Luftwege beim Athmen hervorruft, und eine mäßig feuchte Luft uns am zuträglichsten ist, wird dennoch eine allzuhehr mit Feuchtigkeit beladene Luft leicht schädlich, indem sie drückend wirkt, das Athmen erschwert, die Hautthätigkeit herabsetzt und dadurch einen gewissen, verweichlichenden Einfluß ausübt und eine geringere Widerstandsfähigkeit veranlaßt. Dennoch zeigen sich weder die abnorm nassen, noch die abnorm trockenen Jahre durch eine auffallende Sterblichkeit aus, vielmehr ist die Feuchtigkeit von mehr indirekter Wirkung auf die Gesundheitsverhältnisse, indem sie nämlich die Erträge unseres Bodens und damit den Preis und die Güte der Nahrung aufs Augenfälligste beeinflusst. Davon das nächste Mal!